

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 88. Bromberg, den 7. Mai 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

(Sch[illegible]

Mike Martins Worte riefen einen starken Eindruck hervor. Das Murren ebbte ab. Die Männer überlegten, und wie auf Kommando richteten sich ihre Blicke auf den einen, abseits von ihnen stehenden Kameraden, den sie schon in der Morgenfrühe, ihrem Instinkt folgend, vermieden hatten und der auch vom Kontraktor schroff abgewiesen worden war — und das alte Mißtrauen kehrte in ihre Seelen zurück. Der immer noch in Todesängsten auf den Knien kauernde Schlächter interessierte sie nicht länger.

Keiner erhob Einspruch, als Mike Martin die Strickschlinge durchschnitt und den verstört Hochtaumelnden gebieterisch anblickte.

„Es wird Euch inzwischen klar geworden sein, Mann, daß das hiesige Klima ungesund für Euch ist! Macht, daß Ihr fortkommt — packt Eure Sachen! Ich werde dafür sorgen, daß in einer Stunde ein Wagen vor Eurer Tür steht. Er wird Euch mit Eurer Tochter und Euren Habseligkeiten zur nächsten Bahnstation bringen — und damit auf Nimmerwiedersehen!"

Befehlend wandte er sich an die Menge. „Laßt ihn passieren — und daß ihm keiner von Euch ein Haar krümmt, bis zur Bahnstation steht er unter meinem Schutz. Dann mag ihn meinethalben der Teufel holen — je eher, desto besser!"

Nun lachten einige schon wieder. Aber man wurde schnell wieder ernst, denn wenn auch die elektrische Spannung in den Gemütern nicht länger bestand, so blieb doch ein dumpfer Druck zurück. Immer häufiger und feindseliger suchten die Blicke der Menge den abseits stehenden Goliath.

Niemand achtete darauf, als Jack Wilson, der noch nicht recht an seine Rettung glauben konnte, sich wie ein geprügelter Hund durch die Menge wand, um mit flüchtigen Sätzen seinem Hause zuzueilen, wo ihn Kate Lou schluchzend umhalste und mit ihm im Hausinnern verschwand.

Ein erwartungsvolles Bangen lag über der Menge; jeder wartete auf eine Anklage aus dem Munde des Kontraktors, keiner aber wagte ihn darum anzugehen, bis schließlich der Dynamiter sich ein Herz nahm.

„Boß, der Totschläger unseres Kameraden läuft noch immer frei herum!"

Statt des Kontraktors antwortete der alte Rancher.

„Begebt Euch an Eure Arbeit zurück, und laßt meinen Sohn schlafen. Der, der ihm an das Leben gewollt hat, im Dunkel der Nacht, unsichtbar und vielleicht auch jeglichem irdischen Auge unauffindbar — wird der Rache des Himmels nicht entgehen. Sie rufe ich auf sein schuldiges Haupt — und muß mein Sohn sterben, so lade ich sein Blut auf seines Mörders verruchte Seele. Mein Fluch mache ihm das Sterben schwer — wer immer er sei!"

Sein Blick hatte Goliath gesucht, auf dem die Augen der Menge längst brannten. Allen Trotz und Grimm nahm der Hüne zur Hilfe, um dem alten Manne in die Augen schauen zu können; aber er vermochte seinen Blick nicht auszuhalten.

Erst als jemand dicht vor ihn hintrat und er in diesem den Kontraktor erkannte, wagte Dick Foxey wieder einem Menschenauge zu begegnen.

„Kain, du hast die Hand wider deinen Bruder Abel erhoben!" sagte Mike Martin und jedes seiner Worte, unter dem lautlosen Schweigen der harrenden Menge gesprochen, wurde zur wuchtigen Anklage.

„Es ist nicht wahr!" brauste Goliath auf.

Aber in der Menge stand kein einziger, der nicht die Lüge aus dem Klange seiner Stimme herausgehört hätte.

„Du bist der Mann, der Jack Wilsons Revolver aufhob — Du!" fuhr Mike Martin unerbittlich fort. „Ich sah es mit meinen eigenen Augen."

„Und wenn es sich so verhielte, was wäre damit bewiesen?" unterbrach ihn der Steindriller hohnlachend, obwohl ihm das böse Gewissen aus den Augen sah. „Habe ich die Waffe wirklich eingesteckt, so geschah es nur, um sie Wilson zurückzugeben — und das werde ich wohl getan haben. Dunkel erinnere ich mich, daß er mich nach Hause begleitet hat — oder wenigstens bis zum Eingang der Schlucht. — Ich glaube, daß Kate Lou und einige Kameraden dabei waren." Suchend schaute er sich im Kreise um.

Zwei Sluggerdriller traten zögernd vor.

„Griffith und ich gaben dir das Geleite," äußerte einer von ihnen, „jedoch nur bis zum Hause dort" — er wies nach Jack Wilsons Wellblechhaus — „dort mußtest du ausruhen; so sagtest du wenigstens."

„Genau so," ergänzte Griffith, der mit dem gleichen Grauen auf Goliath blickte. „Mich ließ die Aufregung nicht einschlafen, ich wunderte mich darüber, daß keiner von Euch heimkam, weder Floyd Custer noch du. — Wie ich schließlich gerade einschlafen wollte, hörte ich dich kommen."

„Es war also Zeit genug vorhanden, um eine rasche Tat vollbringen zu können, Kain," sagte der Kontraktor.

Mit einem wilden Hassesblick vergalt ihm Goliath. „Wollt Ihr mich anklagen — oder gar lynchen? . . . Nur heran!" Er setzte sich in Boxerpositur. „Ich bin zwar von der vergangenen Nacht noch geschwächt, aber ich wehre mich meiner Haut. — Ich bin kein Lämmerschwänzchen wie der Schlächter — —"

Dem drohenden Murren, das bei seinen kecken Worten durch die Menge ging, steuerte Mike Martin mit gebieterischer Handbewegung. Dann wandte er sich an die Männer.

„Wollen wir einen von uns an den Galgen bringen?" fragte er. „Man könnte jenem Manne den Prozeß machen und ihn vielleicht auch überführen, wenn Floyd Custer wirklich sein junges Leben lassen muß, sage ich! Aber damit würde Floyd nicht wieder lebendig — und die Schande träfe uns Felsmänner sämtlich. — Es wäre auch keine Strafe für ihn, wenn er wirklich schuldig ist. Wie wir alle, so fürchtet auch er nicht den Tod, dem wir tagtäglich ins Gesicht starren. — Ich habe es ja selbst mit erlebt, wie jener Mann nur durch ein Wunder von Floyd Custers Hand gerettet wurde. Zum Dank hat Kain nun seinem Bruder Abel nach dem Leben getrachtet!" wiederholte er.

„Beschimpft mich nicht, solange Ihr nichts beweisen könnt!" flammte Goliath auf.

Mit eherner Stirn, trotzig wie der Felsen, den er bisher gemeistert hatte, stand er da, die Hände geballt, den Oberkörper ein wenig zurückgebogen, grausame Kampfeslust in den Augen.

Mit einer Handbewegung brachte ihn Mike Martin zum Verstummen.

„Was, Kameraden?" rief er zu den Steindrillern gewendet, „wir folgen den Worten des alten Mannes hier! Wir sagen uns los von Kain — vor dem, der über uns ist,

soll er sich um seines Bruders Leben verantworten müssen. Das Leben soll seine Strafe sein!“

In finsterem Schweigen verharrten die Männer. Keiner stimmte zu, es widersprach auch keiner.

Da griff Mike Martin in die Tasche, brachte die Mordwaffe zum Vorschein und drückte sie Goliath in die Hand, ohne daß dieser irgendein Zeichen von Überraschung an den Tag gelegt oder sich auch nur durch ein Muskelzucken verraten hätte.

„Binnen jetzt und einer Stunde verläßt du das Lager — und das Ding hier gebe ich dir zum Andenken mit. Es wird die Stunde kommen, wo dir die Waffe nützen wird!“

Mit mißtönigem Auflachen unterbrach ihn Dick Foxey, während seine Hand den Revolver mit festem Drucke umspannte.

„Meint Ihr? . . . Nun, vorläufig will ich meinen lieben Schwiegervater damit in Schach halten“ — er schwenkte die Waffe wie triumphierend — „sie ihm und Kate Lou unter die Augen rücken. Ich danke Euch, Boß — Ihr gabt mir ein gutes Mittel in die Hand, um die wilde Dirne kirre zu machen!“ schloß er mit gellendem Lachen.

Doch der Kontraktor blieb gelassen und sein Beispiel ließ auch die wieder murrende Menge verstummen.

„Mache sie kirre, sie hat die Zuchtrute verdient. Aber du irrst dich, wenn du meinst, du würdest sie leiden machen; sie wird dir grausam heimzahlen, Dick Foxey. Denn was sie zum Lichte hätte ziehen können, eines braven Mannes treue Liebe, das hast du ihr geraubt. Und was in ihr jetzt noch lebt und was sie dir geben wird, darum beneide ich dich nicht, Kain! — Nimm sie zum Weibe und werde elend mit ihr! . . . Und kommt die Stunde, wo du mürbe bist und nicht mehr weiter kannst, dann brauche die Waffe. Hier“ — er beugte sich vor und tippte Goliath auf die rechte Schläfe — „hier vermeine ich schon ein Kugelloch zu sehen. — Und nun gehe!“

Seiner Berührung, so leicht und flüchtig sie auch war, vermochte Dick Foxey nicht standzuhalten; er sah unter sich und ein Schauer ging durch seine Glieder.

„Ich habe zu packen — Lohn zu erheben!“ stieß er grollend hervor.

„Du gehst, wie du dastehst, und betrittst die Baracken nicht wieder. „Doc“ Trumphour wird dich auszahlen. — Und nun fort! Treffe ich dich nach Ablauf einer Stunde noch hier, dann spricht aus mir nicht länger der Kamerad, dann bin ich nur noch Friedensrichter. — Ich denke, du verstehst mich, Kain! Fort mit dir!“

Auf den befehlenden Wink des Kontraktors hatte sich eine Gasse gebildet, durch die Dick Foxey nun schreiten mußte. In zwei langen Reihen standen seine Kameraden, nicht ein einziges fremdes Gesicht darunter. Nun starrten sie verdammend auf ihn, kein Abschiedsblick grüßte ihn, keine einzige Hand streckte sich ihm entgegen. Als ein Gezeichneter schritt er durch ihre Reihen, nicht länger mehr einer der Felsmänner.

Sechzehntes Kapitel.

Die an den Tunnelbau geknüpften Hoffnungen erfüllten sich nicht. Als nach Fertigstellung des gewaltigen Kulturwerks die Arbeiter ihre Bündel schnürten und anderen Gegenden, wo lohnender Verdienst winkte, zuzogen, da löste sich die Siedlung so rasch auf, wie sie vor Jahren entstanden war. Einer nach dem andern ging seiner Wege und schließlich stand die luftige Holzstadt völlig verlassen und dem Verfall geweiht.

Die Einsamkeit nahm wieder Besitz vom Land und überwob die rasch zerfallenden Ruinen der Siedlung mit üppigem Grün. Wo die Dampfhämmer und Dynamos fauchend gekeucht und gedonnert hatten, regte sich wieder der Schleichtritt beutelüsternen Raubzeugs, und hoch in den Lüften zogen Falken und Geier wieder ihre Kreise. Alles war wieder wie ehedem. Nur aus dem dunkeln Bergloch, das die Tunnelbauer als bleibendes Merkzeichen ihrer lauten Tätigkeit hinterlassen hatten, kam es in unregelmäßigen Zwischenräumen fauchend und rasselnd daher. Mit donnerndem Getöse brausten aus der Tunnelöffnung gedankenschnell dahinstiebende Eilzüge, die ihre Insassen von den Küsten des Atlantischen bis zu den Ufern des Stillen Ozeans ohne Wagenwechsel beförderten. Flüchtig streifte dann wohl der Blick des einen oder anderen Reisenden über die Stätte hin, wo sich das Minenlager gestreckt hatte, und ihre Ruinen wurden in der Nacht von dem elektrischen Lichtgefunkel des vorbeisausenden Ost-West-Expreß gedankenschnell gegrüßt. Dazwischen kamen unter gewaltigem Schnaufen zahllose Güterzüge über die doppelte Schienenspur gekrochen und führten kostbare Kaufmannsgüter zweier Welten durch die Felseneinöde.

Die nächste Bahnstation lag noch immer meilenweit entfernt. Die alten Besitzer des Bodens schwangen sich wieder zu seinen Herren auf und ließen ihre Herden bis an die Schienenstränge weiden. Selten oder nie sah man ein fremdes Gesicht und auch die Nachbarn wohnten zu weit voneinander entfernt, um sich häufiger besuchen zu können.

An einem milden Herbstabend ritt Floyd Custer an der wieder dem Erdboden gleichgemachten Schlucht vorbei, in der das Lager der Tunnelbauer sich gestreckt hatte, und sah einem brausend über die Schienenspur dahinfegenden Eilzug nach.

Er kam von der nächsten Station, wo jetzt wieder der Postmeister residierte, und hatte — wie es gewöhnlich einmal seine Gewohnheit war — nach Postsachen und der Zeitung gefragt. Nun war er auf dem Heimritt begriffen. Gemächlich trug ihn sein Pferd die wohlbekannte Wegspur hoch, vorüber auch an dem Plateau in halber Bergeshöhe, wo sich früher die Beamtenhäuser in langer Reihe nebeneinander hingezogen hatten. Mit ihren früheren Bewohnern waren auch die leichten Wellblechbauten verschwunden. Sie mochten jetzt an einem andern Ort, Tausende von Meilen entfernt, neuen Bewohnern Unterkunft bieten und die alten Leidenschaften umschließen, wie sie seit immerdar im Menschenherzen lauern.

Ein wehmütiges, abgeklärtes Lächeln umspielte die bärtig gewordenen Lippen des jungen Ranchers, als er beim Strahl der sich zur Rüste neigenden Sonne die Stätte suchte, wo früher einmal das Mädchen gewohnt hatte, ohne dessen Liebe er nicht leben zu können vermeinte . . . und jene andere Stätte, wo das Häuschen stand, in das man ihn zum Sterben getragen hatte.

Noch immer erschien es ihm wie ein Wunder, daß er nach langen bangen Wochen endloser Fieberqual eines Tages wieder die Augen aufgeschlagen und sich noch auf Erden gefunden hatte. Der Lagerarzt hatte damals gemeint, er verdanke seine Rettung vor allem seiner wunderbar widerstandsfähigen Konstitution; sein Riesenkörper sei einfach nicht umzubringen gewesen.

Floyd wußte es besser. Daß er noch lebte und die alte Kraft durch seine Adern rollte, verdankte er nur dem jungen Weib, das nun sein glückliches Haus als höchste Zierde schmückte. Nur sie, die ihn so aufopfernd gepflegt hatte, war seine Retterin. Weder Doktor noch Arzneien hätten ihm ohne sie helfen können!

Freilich, bis er genesen war — nicht nur von der schweren Leibeswunde, sondern auch von der ungleich gefährlicheren Seelennot, die ihn lange um den Verstand zu bringen drohte, waren die vier Jahreszeiten im Wechsel vorübergezogen. Wie er überhaupt hatte gesunden und jene Leidenschaft so gründlich aus seinem Herzen hatte reißen können, daß er sie selbst so wenig mehr begriff, wie er dem treulosen Mädchen zürnen konnte, das verstand er selbst nicht. Es war allmählich gekommen. Bessies gleichbleibende, selbstlose Güte, die rauhe, unbeholfene und doch so grundgute Herzlichkeit des Vaters hatten viel dazu beigetragen. Aber allein hätte ihm das alles nicht über den Berg geholfen. In den vielen Monaten, in denen er, zuerst hilflos schwach und nur ganz allmählich an Leib und Seele wieder erstarkend, im Lehnstuhl saß und sich wie ein Kind von der Kusine bedienen lassen mußte, hatte er ihr unauffällig stilles, treues Walten beobachtet und war dadurch unwillkürlich zu Vergleichen angeregt worden zwischen ihr und jener anderen, die in der Selbstsucht ihres Herzens lächelnd über das Lebensglück ihrer Nächsten schritt. Dieses Vergleichen tat ein übriges. Und wie der Lenz lange geheimnisvoll im Schoß der Erde seine Ankunft vorbereitet und zahllose verborgene Kräfte geschäftig für ihn wirken und sprießen, bis mit dem Sonnenschein über Nacht alles blüht und grünt, also wandelte sich auch die rein brüderliche Neigung in ihm zu einer festen, unwandelbaren Liebe für das Mädchen, an dessen reichen Herzensvorzügen er so lange blind vorübergegangen war. .

Sie hatte es nicht leicht mit seiner Werbung gemacht. Ihr Mädchenstolz hatten sich lange dagegen gesträubt, als Lückenbüßerin für die andere, in die Welt Hinausgegangene herzuhalten. Aber er hatte in seinem Werben um sie nicht nachgelassen. Und als sie schließlich an die Echtheit seiner Liebe zu glauben und begreifen gelernt hatte, daß es schlichtweg die Liebe war, die ihn mit ihr verband, und daß die wüste, verzehrende Leidenschaft zu jener anderen nicht einmal Schlacken in ihm zurückgelassen hatte, da war auch sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt und war sein Weib geworden.

Das hatte sich noch vor Fertigstellung des Tunnels zugetragen. Nun umspielten die Knie seines noch immer rüstigen Vaters bereits zwei Enkelkinder und gaben dem Greise die frohe Gewißheit, daß seine Nachkommen noch auf lange hinaus als seßhaftes Geschlecht in der Gebirgswildnis blühen würden. Und wiederum war es Bessies Werk, daß der alte Mann einen so verklärten, wolkenlosen Lebensabend verbringen durfte. Wie sie die Mittlerin zwischen Vater und Sohn gewesen war, so wußte sie die beiden, die einander so rührend anhänglich zugetan waren, immer von neuem mit Liebesketten aneinander zu fesseln . . .

Wo man ihn einst in seinem Blut gefunden, erhob sich nun mannshoch Präriegras. Verweht war die Stätte, wo Goliath ihm auflauerte, verweht auch die Täter.

Nachdenklich ließ Floyd sein Pferd halten. Dann zog er eine Zeitung aus der Tasche und begann einen Artikel darin nochmals zu lesen. Dann zerpflückte er, einer plötzlichen Eingebung folgend, das Zeitungsblatt in kleine Stücke und streute die Schnitzel über den Felsen, vor dem er in seinem Blut gelegen hatte. Warum sollte die Zeitungskunde bei seinen Lieben daheim die Erinnerung an frühere trübe Zeiten wieder lebendig machen! Mochte das Blatt auf dem weiten Wege aus San Franzisko lieber verloren gegangen sein.

Was kümmerte sie, die sich zum Glücke durchgerungen hatten, das Schicksal jener Unseligen! Nach Jahren beispiellosen Eheleids hatte sie ihren durch Trunk und Ausschweifungen völlig vertierten Mann, einen früheren gefeierten Preisboxer, der aber bald nach seinem Wiederauftauchen in San Franzisko von einer jüngeren Berühmtheit niedergerungen worden war, nach einer besonders brutalen Mißhandlung niedergeschossen und dann die Mordwaffe gegen die eigene Schläfe gerichtet. Wie in der Zeitung zu lesen stand, hatte sie dadurch zugleich den bis dahin unaufgeklärten gewaltsamen Tod ihres Vaters gerächt, übrigens eines arbeitsscheuen, verkommenen Menschen, der von gewerbsmäßigem Falschspiel gelebt hatte.

Mit einem tiefen befreienden Atemzuge trieb Floyd sein feuriges Tier wieder an, und wie es ihn in scharfem Trab voran trug, ließ er die trüben Erinnerungen immer weiter hinter sich zurück, bis sie zu wesenlosen Schemen zusammengeschrumpft waren, die für seine Seele keine Schrecknisse mehr boten.

Schon war die Nacht längst herabgesunken, als vor ihm die Lichter der Custer-Ranch grüßend aufflimmerten. Rascher noch trug ihn das die Stallnähe witternde Pferd dem freundlichen Hause entgegen. Hell klirrte der Hufschlag durch die Nacht — die Haustür öffnete sich, heller Lichtschein hieß Floyd willkommen. Sein Blick fiel auf eine zärtlich ihm zuwinkende Frau, er sah den alten Vater grüßend neben sie treten. Helljauchzend kamen zwei ausgelassene Wildlinge auf ihn zugestürmt.

Da schlug sein Herz feiertäglich still und ein heißes Dankgefühl stieg in ihm auf.

—: Ende. :—

Die Schiffstaufe.

Humoreske von **Franz Carl Endres.**

Wir hatten uns zu unserem kleinen Haus am See natürlich auch ein Ruderboot gekauft. Ein sehr hübsches, wenn auch älteres Boot. Es war das Werk eines Erfinders, sah aus wie ein Torpedobootsmodell und sollte große Vorzüge besitzen. Aber der Erfinder machte über der Sache Bankerott, und der Bootsbauer behielt das Boot an Zahlungs Statt. Niemand wollte es kaufen. Da wurde es sehr billig, und wir erstanden es.

Es war vorn spitz und hinten spitz und lief recht gut.

„Wir müssen dem Boote einen Namen geben!“ sagte meine Frau.

„Natürlich müssen wir das,“ pflichtete ich bei, und wir überlegten längere Zeit. Wohl hundert Namen wurden vorgeschlagen und verworfen.

Endlich sagte meine Frau: „Wir werden es Heiko nennen!“ „Aber Heiko hieß doch unser Hund,“ warf ich ein.

„Ja, das schon,“ antwortete meine Frau, „aber kann ein Schiff nicht auch Heiko heißen?“

„Natürlich, Liebste, es k a n n so heißen.“

„Und warum s o l l t e es nicht so heißen?“

Ich wußte keinen stichhaltigen Grund. „Man wird sagen, wir seien mit unserm Schiff auf den Hund gekommen!“ Mehr wußte ich nicht gegen Heiko einzuwenden.

„Und du weißt, daß Heiko der Sohn des Fliegenden Holländers war!“ setzte meine Frau als großen Triumph auf.

Natürlich weiß ich das. Ich werde also den Namen Heiko vorn an die Bordwand malen.“

Meine Frau hatte wenig Vertrauen zu meiner Malkunst. Und mit Recht, denn ich kann nur dann einen geraden Strich ziehen, wenn ich unbedingt einen krummen zeichnen will.

Aber ich löste die Aufgabe, allerdings mit großen Kosten, denn abgesehen von der Farbe, die ich kaufte und die für tausend Heikos ausgereicht hätte, abgesehen von einem Pinsel und einem hoffnungslos verdorbenen Lineal, beklexte ich auch noch meinen Anzug, mein Hemd, meine Krawatte und die Bluse meiner das Werk bewundernden Gattin. Ich glaube, ein Maler wäre billiger gewesen.

Außerdem „vermalte“ ich mich. Ich malte — die begreifliche Aufregung bei dieser ungewohnten Tätigkeit entschuldigt ja viel — ich malte HEKO anstatt HEIKO.

„Soll ich nochmal . . .?“

„Nein, nein,“ rief meine Frau, „laß es nur so. Die wenigsten Menschen wissen, daß Heiko der Sohn des Fliegenden Holländers war. Wir sagen einfach, daß man Heiko spricht und Heko schreibt.“

„Wir wollen aber eine feierliche Taufe veranstalten,“ sagte ich. Einige Tage später brachte ich eine Flasche Sekt nach Hause. Ein Freund von mir war eingeladen worden. Er hielt eine hervorragende Ansprache, dann sollte meine Frau die Taufe vollziehen.

„Ich glaube,“ sagte mein Freund, „das Boot hält die Sektflasche nicht aus.“ — Er sagte es boshaft, gerade als meine Frau die Flasche ergriffen hatte.

„Wir wollen sie lieber trinken,“ fuhr er fort. „Ich habe hier eine alte Glühbirne mitgebracht. Wenn Sie so freundlich wären, gnädige Frau, die recht kräftig gegen die Bordwand zu werfen, würde es einen schönen Knall geben.“

Wir konnten uns der Ansicht meines Freundes nicht verschließen. Die Glühbirne flog, zerknallte mit Getöse am Heiko, dann tranken wir die Flasche Sekt zusammen.

„Es wäre wirklich schade gewesen,“ sagte mein Freund, „um den Sekt und um das Boot.“

Dann fuhren wir in den See hinaus. Wir konnten alle schwimmen, so daß die Lage auch bei einem etwaigen plötzlichen Versagen Heikos gefahrlos war.

Aber Heiko versagte nicht mehr und machte viele Jahre getreulich seinen Dienst, obwohl er nur mit einer alten Glühbirne getauft worden war.

Die Gefahrenzone des Mississippi.

Die letzten amerikanischen Meldungen lassen den furchtbaren Ernst erkennen, der die Lage am unteren Mississippi kennzeichnet. Die Stadt New-Orleans und ihr Umland konnten nur gerettet werden, wenn die Gewaltmaßnahme einer Dammsprengung, die bereits vorgenommen wurde, den erhofften Erfolg zeitigt. Dieser Damm, die sogenannte Levee, der 4,3 Meter hoch und 4,6 Meter breit ist, zieht sich bis 190 Kilometer oberhalb der Stadt bis Plaquemines hin und bildet zum Teil eine Promenade. Er ist schon vor Jahrzehnten mit Rücksicht auf die immer wiederkehrende Überschwemmungsgefahr angelegt worden. New-Orleans liegt nämlich auf einem nur 1½ Meter über dem Meere hohen Sandrücken inmitten der Sümpfe des Mississippi-Deltas, etwa 165 Kilometer von der Mündung des Stromes in den Golf von Mexiko. Der M i s s i s s i p p i, von dessen linkem Ufer diese größte Stadt der südlichen Union bogenförmig eingeschlossen wird, ist h i e r 1 K i l o m e t e r b r e i t und 8 5 M e t e r t i e f, bei Überflutungen des Mississippi aber setzt der reißende Strom das Stadtgelände bis zu 12 Meter unter Hochwasser. Bisher haben die künstlichen Schutzbauten die Stadt vor einer Versinkung in den Fluten stets zu retten vermocht, trotzdem aber haben die Überschwemmungen verderbliche Folgen für ihre Bewohner, denn d a s g e l b e F i e b e r ist ein häufiger Gast und in dem feuchten Klima gedeihen die M o s k i t o s, diese gefährlichen Plagegeister aller Sumpfgegenden. Mit durchgreifenden hygienischen Maßnahmen, insbesondere durch Schaffung einwandfreien Trinkwassers aus hölzernen Zisternen, in denen das Regenwasser aufgefangen wird, hat man zwar die früher sehr große Sterblichkeitsziffer erheblich herabzusetzen vermocht, aber immer noch ist sie größer als in günstiger gelegenen amerikanischen Städten.

Überschwemmungen in den verschiedenen Laufgebieten des Mississippi gehören keineswegs zu den Seltenheiten; der eigenartige Verlauf des Stromes und die besonderen Verhältnisse seiner Nebenströme bringen es mit sich, daß die Wasserführung des Hauptstromes stets unregelmäßig ist und dauernd Veränderungen des Flußlaufes und der angrenzenden Landgebiete zur Folge hat. Man vergesse nicht, daß der M i s s i s s i p p i, der „V ä t e r d e r G e w ä s s e r“, der größte Strom Nordamerikas und mit dem Missouri der l ä n g s t e S t r o m d e r E r d e ist, mißt er doch von seinem Quellgebiet im nördlichen Minnesota bis zu seiner Mündung in den Golf von Mexiko nicht weniger als 6970 Kilometer. Von St. Paul bis zum mexikanischen Golf, also auf einer mehr als 3000 Kilometer langen Strecke ist er ununterbrochen schiffbar. Zahlreiche Nebenflüsse, insbesondere der O h i o und der gewaltige M i s s o u r i führen ihm ungeheure Wassermengen zu, die die gesamte Schwemmlandniederung bis zum mexikanischen Golf alljährlich weithin überfluten. Bei seinen großen Frühjahrsüberschwemmungen, die nahezu 10 000 Quadratkilometer tief unter Wasser setzen können und die meist in bedrohlichster Weise viele Mo-

naie andauern, neigt der Mississippi in der Niederung sehr zu Uferzerreißungen, Crevasses genannt, und Laufänderungen, vor allem Laufkürzungen, sogenannte cut-offs, weshalb ihn hier zahllose Altwasser, sogenannte Ochsenhornseen und Nebenarme begleiten, die vielfach mit den Unterläufen der Nebenflüsse verflochten sind. Dadurch, daß die Fluten der einzelnen Nebenströme, insbesondere des Ohio und des Missouri, mit denen des Hauptstromes und der anderen Nebenströme zeitlich fast niemals zusammenfallen, ist die Gefahr einer Überschwemmung während des ganzen Jahres drohend.

Es versteht sich von selbst, daß so ungeheure Wassermassen, häufig unter gleichzeitiger Wirkung von Sturmfluten und Bodenbewegungen, Schlammaufschüttungen zur Folge haben, die das gesamte Flußgebiet im Laufe der Zeiten nachweisbar verändern. Obgleich die allgemeine Gestalt des Deltas sich an der Hand zuverlässiger Karten während des letzten Jahrhunderts als ziemlich gleichbleibend erwiesen hat, konnte doch eine nicht unbeträchtliche Senkung nachgewiesen werden. Diese Versandungen, die der Fluß herbeiführte, indem er selbst Uferdämme aufschüttete, sind zum Teil äußerst fruchtbares Kulturland geworden, und um dieses zu schützen, hat man späterhin noch künstliche Dämme angelegt, die Tausende von Kilometern erreichen. Trotzdem ist der Schaden, den die Überschwemmungen alljährlich in der Mississippiniederung anrichten, recht beträchtlich; bei der riesigen Überschwemmung vom Jahre 1897 betrug er mehr als 50 Millionen Dollar, wovon ⅕ allein auf das ertrunkene Vieh entfiel.

Bei der jetzigen Katastrophe handelt es sich in der Hauptsache um die Rettung der schwer bedrohten Stadt New-Orleans. Hier ist, wie bereits gemeldet, der Schutzdamm bei St. Bernard, südlich von New-Orleans, mit Dynamit gesprengt worden. Dadurch hofft man zwar die Stadt selbst gerettet zu haben, dagegen bedeutet die Deichöffnung für das gesamte Landgebiet südlich der Stadt bis zum Golf von Mexiko völlige Überflutung und Vernichtung wertvollen Kulturlandes. Aus diesem Grunde hat sich der Bevölkerung eine ungeheure Erregung bemächtigt, und in kilometerlangen Karawanen ziehen die Obdachlosen, deren Zahl sich in den nächsten Tagen auf weit über eine Million belaufen wird, nach New-Orleans, wo sie größere Sicherheit erwarten als in ihrem Heim auf der wasserüberfluteten Baumwollfläche. Bauern und Pflanzer setzen begreiflicherweise der Vernichtung ihrer Existenz den äußersten Widerstand entgegen und haben sich schwer bewaffnet, um sich an den Vertretern der Regierung, die den Plan der Durchstechung der Dämme durchzuführen haben, zu rächen. Der Anschlag auf den Staatssekretär Hoover, der glücklicherweise ohne Folgen blieb, ist vielleicht nur das Signal weiterer Verbrechen. Sollten sich die Gerüchte, die in New-Orleans umlaufen und von beabsichtigten Attentaten auf die Deiche oberhalb der Stadt bewahrheiten, dann wäre die Hauptstadt Louisianas in unübersehbarer Gefahr. Die Aufrufung der letzten Reserven der Nationalgarde zeigt, daß man sich in den amtlichen Kreisen des Staates der ungeheuren Verantwortung, die die nächsten Stunden bringen können, bewußt ist.

Ausflüge.

(Zeitgemäße Gedanken.)

Szenerienwechsel bedingt meistens auch Stimmungswechsel. Darum sind auch die Ausflüge so beliebt.

*

Wenn man doch am Schalter zugleich mit der Fahrkarte auch das dazugehörige gute Wetter bestellen könnte!

*

Leider werden die Ausflüge vieler Menschen dadurch so unerquicklich, daß sie die Hauptkunst des Lebens, — einmal fünfe gerade sein zu lassen — nicht verstehen!

*

Schon in der zeitweisen Befreiung vom Alltag liegt solch ein tiefes Glück, das zudem noch gratis bei jedem Ausflug mitgeliefert wird!

*

Zuweilen müssen wir das Werkeltags-Ich einmal an den Nagel hängen, um in das Feiertagskleid des stadtbefreiten Menschen zu schlüpfen.

*

Eigentlich sind die meisten Ausflüge nur sogenannte Anstandsvisiten bei der Natur. Bekanntlich aber lernt man bei Anstandsvisiten keinen so recht kennen, weder Menschen noch Natur.

J. Adams.

Der Weltkrieg im Film.

Aus Berlin wird uns geschrieben: Die Ufa hat soeben den ersten deutschen Kriegsfilm herausgebracht. Eine dankenswerte Aufgabe, wenn man erwägt, daß in anderen Ländern die Kriegsereignisse schon längst, und zwar in höchst tendenziöser Weise, in Filmen dargestellt worden sind. Ob der neue Film, „Der Weltkrieg" genannt, allen Erwartungen gerecht wird, die an ein so monumentales Werk in materieller, geistiger und filmtechnischer Beziehung geknüpft worden sind, muß dahingestellt bleiben. Vieles bleibt zu bemängeln, aber diese Mängel liegen weniger an den das Werk ausführenden Organen, als vielmehr in der Sache selbst. Das ungeheure Geschehen, das die Welt und nicht zuletzt das deutsche Volk während der blutigen vier Jahre über sich ergehen lassen mußte, ist doch zu gewaltig, als daß es durch eine Reihe noch so packender Bilder, die doch mehr oder weniger der Zufall geschaffen hat, ausgeschöpft werden könnte. Hier haben ja nicht nur Filmtechniker, Ästheten, Militärs, Historiker und Diplomaten ein Wort zu sagen, sondern — und zwar in erster Linie — die Menschen. Und in dieser Beziehung wird man sagen dürfen, daß das Positive, das der Film bietet, doch recht beträchtlich ist. Immer wieder und wieder dringt durch alle diese patriotischen und heroischen, von großartigen Taten und Leiden zeugenden Geschehnisse unbeirrbar der furchtbare Schrei hindurch: Das bist du! Unser Volk ist es, das hier in einem Opfergang sondergleichen gegen die feindliche Übermacht geschickt ward. Unsere Väter, Söhne, Brüder sind es, die nach unermüdlichen Leiden ihr kostbares Leben dem Vaterland opfern. Unsere Frauen und Töchter sind es, unsere Schwestern, die alle das Schreckliche und Unabwendbare mit Ergebung und Tapferkeit ertragen. „Das bist du!" Manchen, den wir da auf der Leinwand sehen, besonders von den Jungen, dem hoffnungserfüllten Aufgebot der grausigen Flandernschlacht, ach, die meisten von ihnen deckt längst der kühle Rasen und nur ihre Geister ziehen stampfend, singend, wie wild gehetzt daher. Ein grausiger Anblick, der selbst den hier und da sich hervor wagenden Beifall verstummen läßt, wenn die Verzagtheit dem Hochgefühl weichen möchte. So bleibt in jedem Falle dieser Film eine große, erschütternde Tat, den ehemaligen Feldgrauen eine wehmütige Erinnerung, denen zu Hause eine grausige Mahnung. . . .

*

Wie England den Weltkriegsfilm sieht.

Die Londoner Zeitung „Sunday Expreß", die Sonntagsausgabe des „Daily Expreß", veröffentlicht einen Bericht ihres Korrespondenten G. A. Atkinson über den Weltkriegsfilm der Ufa; es heißt darin u. a.: „Deutschland, einst der säbelrasselnde Gegner Europas (?), hat den bemerkenswertesten pazifistischen Film der Welt geschaffen, der ohne Beschönigung die furchtbaren Schrecken des Krieges zeigt... Die Frage ist: Wird die Welt den Mut haben, diese eindringliche Verdammnis des Krieges, die keinerlei Konzessionen macht, zu zeigen?" — Dann erzählt Atkinson den Inhalt des Films und äußert sich: „Der Film ist eine bewundernswerte Schöpfung, von Würde erfüllt und tief bewegend. Er enthält die aktuellen Bilder, die z. Zt. von den offiziellen Kriegsphotographen in der Heimat und an den verschiedenen Fronten gemacht worden sind und die den Krieg zeigen, wie er wirklich war . . . Dieser Film ist der beste Kriegsfilm, der bisher geschaffen oder von offiziellen Archiven zusammengestellt worden ist, denn er ist ebenso künstlerisch wie wahrheitsgetreu, ebenso würdevoll wie dramatisch."



* **Der nächtliche Lenker.** Zwischen 12 und 1 Uhr mitten in der Nacht erstieg ein Herr in Budapest den Verkehrsturm der Hauptstraße und begann, den Verkehr nach seiner Methode zu lenken. Und da die Chauffeure und Straßenbahnführer sich gehorsam nach seinen Weisungen richteten, war bald ein derartiges Durcheinander entstanden, daß kein Mensch und Wagen mehr durch die Straße kam. Am Ende mußte man die Polizei zu Hilfe holen, die den Herrn festnahm. Er war sehr vergnügt und sieht der Anklage wegen groben Unfugs mit Ruhe entgegen, denn er hat durch seine Tätigkeit als mitternächtlicher Verkehrslenker — eine Wette gewonnen, die ihm mehr einbringt, als er Geldstrafe erhalten dürfte.

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.